

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 4

Artikel: "Ueberständer"
Autor: H. G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zukunft zu jenen. Sie wissen, daß auch die Berner Konferenz über die Gegenwart hinaus für das Morgen fruchtbar sein wird. Es werden Zeiten kommen — vielleicht rascher, als man glaubt —, wo gleich Bebel's und Liebknecht's Protest gegen den deutsch-französischen Krieg von 1870 das Werk dieser Tagung dazu beiträgt, über die Ströme von Bruderblut hinweg die arbeitenden Massen zu einer dritten Internationale zu vereinigen. In einer Internationale, die sich nicht wie ihre Vorgängerin darin erschöpfen kann, schöne Resolutionen zu formulieren, die vielmehr eine Internationale der Tat, des Handelns sein muß.

Der sozialistische Frauentag ist ein Schritt in der Richtung dieses Zieles. Die Märzentage der Arbeiterklasse sind noch immer voll internationaler Kraft gewesen. 1848 in Oesterreich und Deutschland, 1871 in Frankreich. Lassen wir in unseren Frauenveranstaltungen den Geist sozialistischer Zielfklarheit, internationaler Solidarität mächtig sein. Tief ist in des Weibes Natur der Trieb verwurzelt, Leben zu hegen und zu pflegen. Gedenken wir der Millionen Leben, die es in dieser schicksalschweren Stunde noch zu bewahren und zu schützen gilt. Zeigen wir uns würdig des einen gewaltigen geschichtlichen Lebens, das in der Arbeiterklasse als „der Menschheit Odem“ rastlos nach Befreiung lechzt. Lange Jahrhunderte hindurch war es die Aufgabe der Frau, die heilige Flamme zu hüten. Hüten wir die heilige Flamme des internationalen Sozialismus, daß sie immer heller, höher brenne, daß sie zur Feuersäule werde, die der Arbeiterklasse auf ihrem Wege durch die kapitalistische Wüste voranleuchtet. Im Lichte dieser Flamme wird der Freiheits- und Rechtswille der sozialistischen, der proletarischen Frauen aller Länder auch entschlossener Friedenswille sein. Im Kampfe für das dreifache Ziel scheut sie nicht, was an Opfern und Enttäuschungen hinter ihnen liegt, hemmt sie nicht, was ihnen an Schwierigkeiten und Gefahren droht. Sie kennen nur ein Gebot: als sozialistische Fraueninternationale vorwärts!

Lara Zetkin.

Das Ziel.

Wir sozialdemokratischen Frauen fordern das Stimm- und Wahlrecht und kämpfen dafür. Warum?

Weil wir mit den Männern die gleiche gesellschaftliche und politische Stellung einzunehmen wünschen, wie die bürgerlichen Frauen es immer verlangen? Nein!

Wir kämpfen für das Stimm- und Wahlrecht, weil es für uns eine wichtige Waffe im Klassenkampf werden soll. Wir kämpfen dafür, weil die Frauen seiner ebenso bedürfen wie die Männer, um am Kampfe zur Eroberung der Macht teilzunehmen. Denn das Stimm- und Wahlrecht ist auch für uns, die sozialdemokratischen Frauen, ein Klasseninteresse.

Schon die Agitation für unser Staatsbürgerrecht ist von unendlichem Wert. Wir erreichen mit ihr die arbeitenden Frauen noch besser; wir sprechen zu ihnen über ihre Lage und über alles das, was anders gestaltet werden soll. Wir erklären ihnen, was wir mit dem Stimm- und Wahlrecht erlangen können. Aber immer betonen wir, daß es kein Ziel, sondern nur ein Mittel dazu ist.

Ein Mittel zum großen Ziel: Der Umgestaltung der ganzen Gesellschaftsordnung. Ein Mittel, um unserem Endziel, dem Sozialismus näher zu kommen.

Wie erhebend ist es, zu wissen, daß ihr, die schweizerischen Frauen, gerade wie wir in Holland, einen Frauentag begehen. Unser aller Wunsch ist, daß eure Propaganda recht schöne Erfolge zu zeitigen vermöge!

Wir fühlen uns als Schwestern eins mit euch, Schweizergenossinnen, im Gedanken daran, daß uns alle das gleiche Streben beseelt, der Wille, das Band der Internationale fest und immer fester zu knüpfen.

Amsterdam, im März 1916.

Carry Bothuis-Smit.

Für den Frieden, gegen den Chauvinismus.

Zum Frauentag entbietet unser Aktionskomitee allen sozialistischen und proletarischen Frauen in den kriegsführenden und neutralen Ländern die Bezeugung seiner tiefsten Sympathie.

Unsere Herzen sind von der Hoffnung, vom leidenschaftlichen Wunsche beseelt, daß allüberall die Organisationen der Frauen, der sozialistischen Arbeiterinnen, die unter günstigeren Verhältnissen als wir zu wirken in der Lage sind, die Frauen in Massen sammeln zur Demonstration gegen den Krieg. Mögen sie auch für uns, die wir als Aufrihrer, als Empörer gelten, wenn wir das Wort Friede aussprechen, die Stimmen erheben und es in lautem Schrei hinausrufen: Ein Ende dem blutigen Frieden seit neunzehn Monaten dauernden Völkermorden! Wir wollen den Frieden!

Tiefer denn je fühlen wir uns verbunden mit den Proletarierinnen aller Nationen, die heute unsere Feinde genannt werden (die wir nicht mit ihren Unterdrückern verwechseln, ebenso wenig als wir uns auf die Seite unserer Henker schlagen), gegen die uns mit Haß zu erfüllen, unsere wirklichen, unsere alleinigen Feinde, die Kapitalisten, sich alle Mühe geben.

Heißer, glühender noch sind unsere Gefühle der Sympathie den sozialistischen und proletarischen Frauen in den kriegsführenden Ländern gegenüber. Und unter den deutschen Schwestern sind es besonders Lara Zetkin und alle jene, welche, getragen von Selbstennt und einem felsenfesten Glauben, mutig für den Sozialismus und den Frieden kämpfen.

Das Komitee erneuert seinen Schwur, das Gelöbnis proletarischer Solidarität, das seine Glieder seit ihrem Eintritt in die große sozialistische internationale Familie unverbrüchlich gehalten haben.

Ihnen allen, den Kämpfern und Kämpferinnen, unsern Bruder- und Schwestergruß, trauer- und leiderfüllt . . . , aber besiegelt von der unwandelbaren unerschütterten Zukunftshoffnung des Weltproletariates.

Paris, im März 1916.

Für das Aktionskomitee sozialistischer Frauen:
Louise Saumoneau.

„Ueberständer“.

Wenn du wissen willst, liebe Leserin, was Ueberständer sind, so komm mit mir an einem Pfingstmorgen früh in den Wald, wenn die Vögel singen und von fernher das Geläute gar feierlich heraufklingt. Wir steigen durch den Laubengang, den das junge Holz über unsern Köpfen wölbt. Da erhebt sich vor uns mit einem Male der kräftige Stamm einer ausgewachsenen Buche, deren Nester hoch oben über dem jungen Holzvolk ein weites Blätterdach bilden, das ihm Luft und Sonne genug läßt.

Weitersteigend kommen wir an ein tiefes Tobel, das der Bach bis auf den Felsengrund ausgefüllt hat. Wo der Abhang fast senkrecht in die Tiefe geht, steht eine mächtige Tanne. Ihr Wurzelwerk umklammert das Erdbreich am Rande. Herzengerade steigt sie auf und oben bildet sie die Turmspitze eines gotischen Münsters. Braune Samenzapfen glänzen durch das dunkle Nadelgrün und an den Spitzen der Zweige leuchten hellgrüne Sprossen wie besondere Zierate.

Wir biegen wieder in die lichten Töne des jungen Laubwaldes. Plötzlich reckt sich wie eine Titanengestalt mit rißigem Stamme und knorrigen Ästen eine Eiche hoch über ihre Umgebung — ein Bild der Kraft und des Trostes.

Die alten prächtigen Bäume im Jungholz sind Ueberständer, einst vom Forstmann auserlesen, dann sorglich gepflegt, um auf die Höhe ihrer Nutzbarkeit gebracht zu werden. Von solchen Ueberständern im proletarischen Befreiungskampfe will ich reden.

Jean Jaurès.

Mit der Buche ist er zu vergleichen, die in ihrer Majestät etwas Sonniges hat. Stammt er doch aus dem sonnigen Süden Frankreichs, dem Albigenerlande, das mit seiner bürgerlichen Entwicklung schon vor über 700 Jahren eine revolutionäre Bewegung in religiösem Gewande hervorbrachte. Das revolutionäre Blut der Vorfäter schuf Jean Jaurès zu einem hervorragenden Vorkämpfer des Proletariats. Geboren 1859 erwarb er sich eine gründliche Bildung. Seinen akademischen Grad erzielte er auch durch eine Arbeit in lateinischer Sprache: Von den Anfängen des deutschen Sozialismus. Darin geht er auf die Wurzeln des deutschen Denkens von Luther weg bis auf Lassaue und Marx und kommt zum Schluß: Die deutschen Sozialisten sind die Erben der deutschen Philosophie.



So kam der Gelehrte zum Proletariat, trat mit Wucht für die streikenden Bergarbeiter von Carmaux ein und wurde 1893 von ihnen zum Deputierten gewählt. Seit 1896 erscheint er auf den Kongressen der Internationale. Er wird der eifrigste Verfechter der Einigung der zerplitterten sozialistischen Partei Frankreichs und der gewaltigste Redner im Parlament und auf den Kongressen. Gemäßigter in seinen Anschauungen, aber stark in der Verteidigung des Proletariats, des Sozialismus und des Weltfriedens. Eine Kraftgestalt mit blondem Haar und hellen blauen Augen. Seine letzte Anstrengung galt der Verhütung des Weltkrieges. Da streckte am Abend des 31. Juli 1914 die Kugel eines Mordmörders den Helden nieder, bevor er sein 55. Jahr erreicht hatte.

Reir Hardie.

Eine Tanne aus dem Proletariat des nördlichen Schottland, 1856 geboren. Früh zur Erwerbsarbeit gezwungen, errang er nur mit Hilfe seiner Mutter die notwendigsten Elementarkenntnisse. Er wurde Bergarbeiter und politisch zunächst Liberaler. Mit 23 Jahren steht er schon auf der schwarzen Liste der Grubenherren. Er wird von seinen Kameraden zum bezahlten Sekretär gewählt und findet nun Gelegenheit, sich weiter auszubilden. Durch die Bodenreformer wird er Sozialist, nimmt 1889 am ersten Kongreß der zweiten Internationale teil und hält sich dort zu den Marxisten.

Nun wächst er schrittweise in die Höhe, gründet 1889 das Wochenblatt „Labour Leader“ (Führer der Arbeiter) und wird 1892 ins Parlament gewählt. Er betritt das Haus der „feinsten“ Herren in Arbeiterkleidern und mit der Arbeitermütze. Im englischen Parlament wird die Kopfbedeckung nicht abgenommen, unter Hunderte von Zylinderhüten ist eine Arbeitermütze erschienen. Aber das Lächeln und Nasenrumpfen verging den „Gentlemen“, als der Neue das Wort ergriff und die Arbeiterfrage mit einer Kraft und Schärfe behandelte, die in diesem Hause unerhört war.



Im Jahre 1893 gründete Reir Hardie die Unabhängige Arbeiterpartei, die eigentliche sozialistische Partei Großbritanniens, die später der Kern der mit den Gewerkschaften gebildeten Arbeiterpartei wurde, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben. Reir Hardie hat gezeigt, wie man ein tiefreligiöser Mann und Patriot und doch ein ganz entschiedener Internationaler und Sozialist sein kann. Schon beim Burenkriege schleuderte er unter den gefährlichsten Umständen die heftigsten Angriffe auf die Kriegsbeher und beim Ausbruch des Weltkrieges blieb er mit seiner Partei fest, als die „Radikalsten“ aus der „sozialdemokratischen“ Partei umfielen. Grün ist wie die Tanne des Bergwaldes der schottische Proletarier geblieben.

Edouard Baillant.

Der zuletzt Gefallene unter den Ueberständern und der älteste: die Eiche. Geboren 1840 zu Bierzon im Herzen Frankreichs. Man konnte ihn für einen deutschen Professor halten, aber er war Vollblutfranzose, auch dem Herzen nach.



Er genoß eine vorzügliche Bildung, wandte sich schließlich der Medizin zu, die er auch auf deutschen Universitäten studierte. 1870 war er in Tübingen und besuchte den Parteitag in Stuttgart, wo er Bebel und Liebknecht kennen lernte. Bald nachher trieb ihn der Krieg in die Heimat zurück. Dort traf er wieder seinen geliebten Meister August Blanqui, der nach dem Sturz des Kaiserreiches das Blatt „La Patrie en danger“ (Das Vaterland in Gefahr) herausgab, an dem Baillant mitarbeitete. Blanqui bot in der ersten Nummer

der Verteidigungsregierung seine und seiner Freunde Dienste an.

In der Bewegung der Kommune — teils aus der Not der Arbeitslosigkeit, teils aus dem Grimm über die unfähige Verteidigung der Republik durch die reaktionären Generale hervorgegangen — stellte Baillant seinen Mann als Mitglied des Rates. Die Kommune fiel. Baillant wurde zum Tode verurteilt. Er konnte nach London fliehen, wo er seine Studien beendete und dann als Arzt praktizierte. Er kam zu Marx und zum wissenschaftlichen Sozialismus.

Nach der Amnestie kehrte er zurück und wurde bald in den Gemeinderat von Paris gewählt, wo er gleich Zaurès die Abschaffung des stehenden Heeres und die Einrichtung einer starken Miliz betrieb.

Vater Baillant, wie die französischen Sozialisten ihn nannten, war eine bekannte Krafterscheinung auf den Kongressen der Internationale, zuletzt sah er 1912 in Basel im Bureau. Bis zum letzten Tage protestierte er mit aller Energie gegen den Weltkrieg. Als er ausgebrochen war, trat er ebenso energig für die Verteidigung des Landes ein.

Darf man sagen: Baillant sei umgefallen? Nein! Gleich August Blanqui war er stets Patriot im Sinne des Konvents der großen französischen Revolution von 1792, der die Freiheit Europas im Auge hatte. Indem er sein Land verteidigte, glaubte er der Freiheit zu dienen. Dabei war er stets ein ganzer Mann und wie sein Name: mutig, tapfer. Er hat Deutschland und seine Kultur ebenfalls geliebt. Er war Internationaler und Revolutionär. H. G.

Landeswehr — Frauenehr.

Nings um unser kleines Land tobt der Weltkrieg, ein Menschen- und Völkermorden so schreckgewaltig, daß es alles frühere Schlachtengemischel weit hinter sich läßt. Und neben dem Krieg, dem blutdürstigen Bürger und Mörder, geht einher eine gebeugte, gramverzerrte Gestalt, Mutter Sorge, die Not. Die grausame Not, welche die Körper und Seelen aushungert. Die Not, die aus holwangigen Männer-, Frauen- und Kinderge Gesichtern einem entgegenstarrt auf Weg und Steg, zu Stadt und Land. Die grausame Not, die von Monat zu Monat bedrohlicher anwachsende Teuerung und Arbeitslosigkeit, die das hungernde Menschenkind hintreibt zu Unrecht und Verbrechen, die das nach Liebe verlangende Mägdlein hinlockt zur unwürdigen Tat, zur Preisgabe des eigenen Selbst, der Frauenehre.

Frauen, Mütter! Von dieser Frauennot, die allüberall und besonders dort zu treffen ist, wo der Soldatenrock haust, möchte ich zu euch sprechen.

Das Beispiel von Oben!

Große Aufregung herrscht gegenwärtig im Lande über die unerhörten Vorkommnisse in unserem schweizerischen Militär- und Heerwesen. In zahlreichen öffentlichen Versammlungen wird über „Volksfreiheit und Militärdiktatur“ in scharfen Worten geredet. Die empörte Stimmung in den Massen ist seit der Obersten-Affäre, dem Neutralitätsbruch, aufs Höchste gestiegen. Aber meiner Ueberzeugung nach sind für die Zukunft unseres Volkes nicht weniger bedeutsam als die Spionagegeschichten der Obersten die Taten, die sich unser Militär gegenüber wehrlosen Frauen und Töchtern, gegenüber künftigen Müttern, erlauben.

Es war in den Tagen der Mobilisation, da unsere Landestruppen unter Trommelflag und Liedersang an die Grenzen marschierten. Da begann deine Leidensgeschichte, armes Schweizermädlein, wie sie seither in Hunderten von Fällen wiederkehrt ist.

Du bist armer Leute Kind. Gleich nach Verlassen der Schule mußt du wie ungezählte deinesgleichen in die Fabrik. Die Jugend hatte dir wenig Freuden gebracht. Doch dein Herz schlug in Erwartung der Zukunft entgegen. Du sehnst dich nach besserer Zeit, nach Sonnentagen voller Le-

ben, Luft und Liebe. Wann kam wohl für dich das Glück und mit ihm der Freier?

Da brach der Krieg aus, der bald die ganze Welt in Mitleidenschaft zog. Der Weltkrieg führte zur Weltkrisis. Die Fabrik wurde geschlossen. Das Mägdlein war arbeitslos, ohne Verdienst. Die Not kroch hinein in die Häuser. Doch im Grenzgebiet trat vorläufige Vinderung ein durch die Verfügung von „Oben“, daß armer Leute Kinder bei den einquartierten Truppen Suppe und Brot fassen durften. Auch sie ging hin. Daß die freigebigen Soldaten zum Entgelt gerne solch ein frisches Mägdlein geküßt und zum Schatz gehabt hätten, versteht man wohl. Doch das ging so leicht nicht an. Und sie war fein und hatte brave Eltern. Da verschenkt man sich nicht dem ersten besten.

Doch die Soldaten haben Offiziere. Die sind stolz und kühn. Die dürfen sich was erlauben. Die sind mehr als gewöhnliche Sterbliche. Und Offiziere sind herrische Leute. Sie regieren ihr Pferd und halten die Mannschaft in fester Zucht. Wie sollten sie nicht auch ein zartes Mägdlein zu lenken wissen? Manch „höherer“ Offizier versteht das Fluchen dem Untergebenen gegenüber meisterhaft. Besser oft noch das Plattieren, das Schön- und Zärtlichkeit, wenn ihm ein herziges Kind begegnet. Er kommt und sieht und siegt. Er tut ja so sicher. Wie sollte solch armes Mägdlein nicht sein eigen sein, als süßer Lohn, als Entgelt für seine Landesverteidigung? Ein Leutnant ist doch nicht zu verachten! Und wenn der Major sich, erlaubt, die Ehefrau des Lieben, im Felde stehenden Mitschweizers zu belästigen und jener andere Betreute, besonders couragierte „Höhre“, in dieser Winterkampagne sich einen ganzen Sarem hält — — — naß also! Nur keine Skrupeln nicht! Es lebe das Vaterland und obendrein die Liebe!

Armes Kind! Feines Mägdlein! Wehre dich! Es geht um deine Ehre! — Und du wehrtest dich. Der dich betören, dir die Ehre rauben wollte, dein Angeifer hatte kein leichtes Spiel. Aber du warst jung und arm; die Zeiten waren schwer und es kam die Stunde, da deine Feinheit wich — und die Armut blieb. Eine Zeitlang hattest du deinen Freier. Dann wechselten die Truppen ihre Kantonnemente. Neue „Angriffe“ erfolgten, du Mägdlein, Schweizermädchen, meine Schwester, bist geschlagen und ich weiß nicht, ob du nochmals deine Kräfte sammelst und deine Feinheit und edle Festigkeit zurückerlangst.

Armes Mägdlein! Aber auch armer Reicher, der du gedankenlos dir erlaubst, was du dem Soldaten verbietest. Du ahnst nicht, was du deiner Truppe, der du als Vorbild dienen solltest, zuleide tust. Du führst sie nicht zum Sieg! Tönt dir nicht das schmerzliche Schluchzen des Soldaten in den Ohren, der daheim der Mutter klagt: „Man glaubt, daß man sich schlecht aufführen müsse und dann wird man schlecht“.

Ja, schlecht wird man in unserer ersten Zeit durch's Spielen mit dem hohen Gut der Frauenehre und der Manneswürde. Keine schön gebürstete Uniform und keine blühende Waffe, keine silbernen Schnüre am Arm und keine goldenen Sterne auf der Achsel, helfen unserem Volke vor der Zersäulnis, vor dem Bankerott nach außen und nach innen, wenn es die Selbstzucht nicht mehr übt. Unsere Lage mahnt zum Aufsehen. Das „Ehrenkleid des Vaterlandes“ wird dem Schweizer und der Schweizerin verweigert. Die ganze Grenzverteidigung wird als Heuchelei empfunden, wenn der Vaterlandsverteidiger im eigenen Lande wie ein Türke haucht. Denn das ist nicht „echtes Soldatentum“, wenn unser Militär das arme Schweizermädlein sich erobert und dienstbar macht. Solche Geldentat ist vielmehr — mit Verlaub, ihr Herren Paradeoffiziere, die's grad trifft — Verrat an unserem Volk, Verrat am eigenen Lande.

Die Prezensur.

In unserer demokratischen Schweiz ist's herrlich eingerichtet für die — Herrenmenschen. Sie halten die von ihnen geschaffene Ordnung fest in ihren Händen. Daß ja das Proletariat, die Massen der Gabenichtse, sich still ver-